

HANSER



Leseprobe

Ludmilla Ulitzkaja

Das grüne Zelt

Roman

Übersetzt aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt

ISBN (Buch): 978-3-446-23987-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-24068-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23987-6>

sowie im Buchhandel.

Prolog

Tamara saß vor einem Teller mit glibberigem Spiegelei und aß, noch ganz in ihren Traum vertieft.

Ihre Mutter Raissa Iljinitchna führte mit zärtlicher Hand einen grobzinkigen Kamm durch Tamaras Haar, bemüht, nicht allzu heftig an dem lebendigen Filz zu zerren.

Das Radio spie feierliche Musik, aber nicht sehr laut, denn hinter dem Wandschirm schlief die Großmutter. Plötzlich verstummte die Musik. Dann eine auffällig lange Pause. Schließlich ertönte eine bekannte Stimme:

»Achtung! Hier spricht Moskau. Angeschlossen sind alle Radiostationen der Sowjetunion. Wir verlesen eine Regierungserklärung ...«

Der Kamm erstarrte in Tamaras Haar, sie selbst war schlagartig wach, schlang ihr Spiegelei hinunter und sagte mit heiserer Morgenstimme: »Es ist bestimmt nur eine simple Erkältung, und das müssen sie gleich im ganzen Land ...«

Weiter kam sie nicht, denn ihre Mutter riss plötzlich so heftig am Kamm, dass Tamaras Kopf nach hinten ruckte und ihre Zähne aufeinanderschlugen.

»Sei still«, zischte Raissa Iljinitchna gepresst.

In der Tür stand die Großmutter in ihrer Kittelschürze, die so alt war wie die große chinesische Mauer. Sie hörte sich die Rundfunkmeldung mit leuchtenden Augen an und sagte:

»Rajetschka, kauf im Jelissejewski etwas Süßes. Heute ist nämlich Purim. Ich denke doch, Samech ist krepieret.«

Tamara wusste damals nicht, was Purim ist, warum man dafür etwas Süßes kaufte, und schon gar nicht, wer dieser Samech war, der krepirt sein sollte. Woher sollte sie auch wissen, dass Stalin und Lenin aus Gründen der Konspiration in ihrer Familie seit langem nur nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Parteinamen benannt wurden, »S« und »L«, und auch das in einer geheimen alten Sprache – Samech und Lamed.

Indessen verkündete die Lieblingsstimme des Landes, dass es sich bei der Krankheit keineswegs um einen Schnupfen handelte.

Galja hatte schon ihr Schulkleid angezogen und suchte nach der Schürze. Wo hatte sie die nur gelassen? Sie kroch unter die Liege – vielleicht war sie dorthin gerutscht?

Plötzlich kam ihre Mutter aus der Küche gestürmt, ein Messer in der einen und eine Kartoffel in der anderen Hand. Sie heulte so durchdringend, dass Galja glaubte, die Mutter habe sich geschnitten. Aber es war kein Blut zu sehen.

Der Vater hob den morgens immer schweren Kopf vom Kissen.

»Was schreist du so, Nina? Was schreist du so früh am Morgen?«

Aber die Mutter heulte noch lauter, und ihre Worte waren in dem abgehackten Geschrei kaum zu verstehen.

»Er ist tot! Wach auf, du Dummkopf! Steh auf! Stalin ist tot!«

»Haben sie das im Radio gesagt?« Der Vater hob den großen Kopf mit den an der Stirn klebenden Haaren.

»Sie haben gesagt, er ist krank. Aber er ist tot, ich schwör's dir, er ist tot! Das fühle ich!«

Dann folgte erneut unartikulierte Geheul, unterbrochen von dramatischen Ausrufen:

»Ojeojeje! Was soll nun werden? Was soll jetzt aus uns allen werden? Was wird nun bloß?«

Der Vater verzog das Gesicht und sagte grob:

»Was heulst du so, dumme Gans? Was heulst du? Schlimmer kann's nicht werden!«

Galja hatte endlich die Schürze hervorgezogen – sie war tatsächlich unter die Liege gerutscht.

Egal, dass sie zerknautscht ist, ich bügeln sie jetzt nicht, entschied sie.

Gegen Morgen war das Fieber gesunken, und Olga schlief gut – ohne zu schwitzen und zu husten. Sie schlief fast bis zum Mittag. Und erwachte erst, als die Mutter ins Zimmer kam und mit lauter, feierlicher Stimme verkündete:

»Steh auf, Olga! Ein großes Unglück!«

Ohne die Augen zu öffnen, vergrub sich Olga im rettenden Kissen, in der Hoffnung, sie träume noch, obwohl sie bereits ein schreckliches Pochen im Hals spürte, und dachte: Krieg! Die Faschisten haben uns überfallen! Es ist Krieg!

»Olga, steh auf!«

Was für ein Unglück! Die faschistischen Horden zertrampeln ihr heiliges Land, alle werden an die Front gehen, aber sie darf nicht mit ...

»Stalin ist tot!«

Das Herz pochte ihr noch in der Kehle, doch sie ließ die Augen geschlossen. Gott sei Dank, kein Krieg. Wenn der Krieg eines Tages käme, wäre sie bestimmt schon erwachsen, und dann würde man sie nehmen. Sie zog sich die Decke über den Kopf, murmelte im Halbschlaf »dann nehmen sie mich« und schlief mit diesem guten Gedanken ein.

Die Mutter ließ sie in Ruhe.

noch überlege, wo, ruft er mich beiseite und flüstert mir leise ins Ohr: »Ich bin der Bruder von Jewgeni Mikeladse« ... Oh, Stalin, dieser Satan, wie viele Menschen er vernichtet hat.

Jedenfalls, wir klagen – einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag, ich hatte das schon satt. Eine endlose Probe!

Und am Abend des achten Tages hieß es plötzlich, die Totenklage sei gestrichen. Warum sie die erst wollten und dann nicht mehr – weiß der Teufel! Alle wurden in Busse verfrachtet und weggebracht, keine Ahnung, wohin. Ich aber war im Bett geblieben und habe geschrien – oh, diese Krämpfe, oh, diese Schmerzen! Ich dachte, nein, ich fahre nicht weg, bevor ich dich gesehen habe. Irgendein Natschalnik sagt zu mir: Dann musst du dir aber selber eine Fahrkarte besorgen. Oh, schreie ich, es tut so weh! Ich besorge mir schon eine Fahrkarte.

Gieß noch mal ein, Viktor! Ich trinke zum ersten Mal im Leben Wodka, ich habe zum ersten Mal im Leben gelogen, zum ersten Mal im Leben begraben wir einen großen Schurken!«

»Leise, Nino, leise.« Xenia berührte ihre Schulter.

Nino nickte und legte die wunderschönen Hände auf die Lippen. Viktor nahm mit seiner linken Hand ihre rechte und küsste sie. In ihrer aller Leben veränderte sich etwas. Zum Besseren.

Kellerkinder

Ilja streifte ziellos durch die Stadt und versuchte zu begreifen, wohin sich dieser unglaubliche Demonstrationzug bewegte. Er stellte fest, dass es viele Teilstücke gab und dass eines davon am Weißrussischen Bahnhof begann – oder endete –, ein weiteres irgendwo am Schnittpunkt von Petrowski-, Roshdestwenski- und Zwetnoi-Boulevard. Dort blieb er eine Weile, merkte aber, dass er nicht genügend Filme dabei hatte, und schlug sich, als es schon ganz dunkel war, nicht ohne Mühe nach Hause durch. In der Nähe des Postamtes musste er über einen Zaun klettern. Niemandem war diese Ge-

gend besser vertraut als den hier wohnenden Jungen, nicht einmal den Reviermilizionären. Hier hatten sie jahrelang Räuber und Gendarm gespielt und kannten daher sämtliche Durchgangshöfe, Torwege und selbst die Kanalisationsschächte in- und auswendig. In vielen Wohnungen gab es einen Ausgang zur Hintertreppe, man konnte durch den Vordereingang ins Haus gehen, bei einem Schulfreund klingeln, durch den langen Flur laufen und zur Hintertür hinausschlüpfen und kam auf einem anderen Hof oder gar einer anderen Straße raus.

Gleich am nächsten Morgen, es war der 7. März, zwei Tage vor der Beisetzung, legte Ilja einen Film ein und verließ das Haus, kaum dass seine Mutter zur Arbeit gegangen war. Jetzt war es überall noch voller als am Abend zuvor. Der Durchgang von der Marossejka war nun nicht nur durch O-Busse abgeriegelt, sondern auch noch durch eine zweite Reihe aus LKW. Zum Säulensaal gelangte man nur vom Puschkinplatz aus, aber nicht über die Gorki-, sondern über die Puschkinstraße. Später wurde die Menge über die Neglinka geleitet.

Die drei angrenzenden Boulevards waren mit dichtgedrängten Menschenmassen verstopft, doch gegen Mittag ließ der Druck plötzlich nach – die von allen Seiten zusammengepresste Menge war in Bewegung geraten und losgelaufen. Irgendwo waren seitliche Durchgänge geöffnet worden, und dorthin strebten die Menschen. Niemand hat je herausgefunden, wer diese Mausefallen regulierte, wer verantwortlich war für die Sperrungen und die Öffnung von Seitengassen, in denen sich die Leute drängten, bis sie schließlich durch Höfe und Durchgänge hinaus- und hineinströmten wie Wasser, das durch alle Ritzen dringt.

Mächtige Studebakers blockierten die Straßen, es wimmelte von Militär und Miliz, und Ilja, den Fotoapparat an den Bauch gepresst, schlüpfte zwischen den Autos hindurch, kroch unter eines, tauchte wieder auf und stieß mit dem Borja Rachmanow aus der achten Klasse zusammen. Borja wollte sich zum Säulensaal durchkämpfen. Ilja dagegen interessierte an dem ganzen Durcheinander vor allem das Durcheinander selbst.

Während der alljährlichen Demonstrationen am 1. Mai und am 7. November sah es im Stadtzentrum ähnlich aus: Marschkolonnen, Absperrungen, blockierte Straßen. Die Jungen, die hier wohnten, kannten dieses Feiertagschaos längst und stürzten sich immer mitten hinein. Doch diesmal war etwas wahrhaft Gewaltiges im Gange. Ilja suchte nach einem Platz möglichst hoch über der Menge, um wenigstens ein Foto zu machen. Er schlug Borja vor, mit ihm auf ein Dach zu klettern, das sie kannten, doch der lehnte ab.

Dummkopf, dachte Ilja, ich komme über die Dächer viel schneller zum Säulensaal als er.

Er wollte sich durch die Krapiwenski-Gasse schlagen. Doch in diesem Augenblick ging ein Ruck durch die Menge, Ilja wurde seitlich in Richtung Neglinka geschwemmt, Borja in die andere Richtung. Er tauchte kurz noch ein letztes Mal auf, Ilja sah sein rotes Gesicht, seinen offenen Mund. Borja rief etwas, aber Ilja hörte es nicht. Es herrschte ein seltsames Dröhnen aus Geheul, Schreien und einer Art Gesang, und zum ersten Mal in diesen zwei Tagen wurde Ilja unheimlich zumute.

Er musste zu einem bestimmten Torbogen gelangen, dort gab es auf dem Hof einen Schuppen, von dessen Dach man mühelos auf das Dach des benachbarten dreistöckigen Hauses klettern konnte. Ilja wollte sich in Richtung Torbogen durchdrängen und begriff, dass die Menschen versuchten, im Strom zu bleiben und sich möglichst von den Häusern fernzuhalten, aus Angst, gegen die O-Busse gedrückt zu werden, die dicht an dicht standen. Die Menschen prallten gegen die Busse, einige lagen reglos da, zerdrückt oder gegen Busflanken gepresst, andere trampelten über sie hinweg. Um auf den Bürgersteig zu gelangen, musste Ilja über die Leiber hinwegsteigen – waren sie etwa tot? Das konnte nicht sein ... Aber es gab keinen anderen Weg. Er musste sich unter den Schutz eines Busses retten, sonst würde er zerquetscht. Die ganze Zeit dachte er an seinen Fedja, wie er den Fotoapparat zärtlich nannte, daran, dass das Objektiv nicht zerdrückt werden durfte. Mit den Füßen kämpfte er sich einen winzigen Raum neben einem Rad frei und schlüpfte unter den Bus. Dort herrschte Dunkelheit, und es war

schrecklich eng, überall lagen ineinander verschlungene Leiber in dicker Kleidung, und Ilja robbte in dem feuchten Gestank zwischen ihnen hindurch. Jemand stöhnte. Ilja kroch unter dem Bus hervor und lief einem dicken Soldaten mit bebendem nassem Gesicht in die Arme. An dem Soldaten hing ein etwa fünfjähriger Junge, bleich und leblos.

»Wo willst du hin?«

»Ich wohne in dem Haus da.«

»Dann ab nach Hause und dringeblichen.«

Der Soldat schob ihn zum Torbogen, und Ilja schlüpfte auf den Hof. Der Schuppen war noch da, und dicht an der Wand stand eine Bretterkiste für Müll. Ilja kletterte hinauf, dann aufs Schuppen-dach, und an der Hauswand – er war im vorletzten Jahr schon einmal hier gewesen, im Sommer, als er zum letzten Mal Räuber und Gendarm spielte – gab es bequeme Mauervorsprünge, über die man mühelos auf das Dach des »bunten Hauses« aus roten und weißen Ziegeln gelangen konnte, wenn das Flurfenster im zweiten Stock noch immer kaputt war.

Ilja hatte an diesem Tag unglaubliches Glück – er war lebendig aus der todbringenden Menge entkommen, und auch das Fenster war noch immer kaputt.

Er erlebte noch einen Schreckmoment, als er sich am Fenster-rahmen hochzog, der plötzlich nachgab und herauszufallen drohte. Doch er hielt, und Ilja sprang glücklich von dem breiten Fensterbrett ins Haus. Drinnen erwartete ihn allerdings eine Überraschung: An der Tür zum Dachboden hing ein neues stählernes Vorhän-geschloss in einer massiven Halterung, die sich ohne Werkzeug nicht lösen ließ. Aber in diesem seltsamen Haus gingen die Flur-fenster nach zwei Seiten hinaus – im zweiten Stock auf den Hof, im ersten und dritten auf die Straße. Ilja stieg in den dritten Stock und schaute auf die Straße. Sie sah aus wie ein schwarzer Fluss, die Köpfe der Menschen wirkten von oben wie Pelzkräusel und bewegten sich wie das Fell eines unheimlichen Tieres. Ilja machte ein Foto, obwohl er ahnte, dass es aus dieser Entfernung nicht gut werden würde, und beschloss, noch eins vom ersten Stock aus zu machen.

Im ersten Stock konnte er das Fenster öffnen, von unten drang ein gleichmäßiges Heulen, hin und wieder durchbrochen von einem Aufschrei oder einem Kreischen. Von hier aus sah die Menge nicht mehr aus wie ein Pelztier. Die Köpfe, wie dicht an dicht liegende dunkle Steine, bewegten sich ziemlich rhythmisch, blieben aber am selben Fleck. Eine verrückte Straße aus lebendigen Pflastersteinen, die auf der Stelle tanzte.

Ilja schoss mehrere Fotos, entschied aber, dass es vom dritten Stock aus doch eindrucksvoller aussah. Die Angst, die er vor ein paar Minuten empfunden hatte, war vergessen.

Plötzlich kam eine betrunkene Frau in einer roten Kittelschürze aus einer Wohnung gestürzt und schrie:

»Was machst du da? Hast du nichts zu tun?«

Dem folgte ein langer, obszöner Satz, der Ilja verwirrte.

Er war so klug, nicht zu antworten, zeigte auf seinen Mund und seine Ohren, von wegen, ich bin taubstumm, woraufhin die Frau herzlich ausspuckte und verschwand.

Im dritten Stock verknipste Ilja fast den gesamten Rest des Films und überlegte schon, wie er am schnellsten nach Hause kam. Er sah, dass der übliche Weg, vom Trubnaja-Platz den Roshdestwenski-Boulevard hoch, über die Sretenka zum Tschistoprudny-Boulevard, nicht in Frage kam. Doch er glaubte, wenn er sich über den Platz schlug und auf die andere Seite gelangte, würde er dort leichter vorwärtskommen. Er wusste nicht, dass die Menschenmenge, die vom Roshdestwenski-Boulevard herunterkam, auf dem Trubnaja-Platz auf eine andere aus der Gegenrichtung traf, die vom Petrowski-Boulevard herströmte, so dass sich ein tödlicher Strudel bildete.

Aber Ilja wollte nicht bis zum Ende aller Tage hier im Hausflur verharren, außerdem war seine Mutter bestimmt schon zu Hause und weinte. Er blieb noch eine Weile auf dem Fensterbrett sitzen, überlegte, ob er den restlichen Film aufheben oder jetzt gleich die letzten paar Fotos verschießen sollte, da es schon dämmerte. Dann hatte er das Herumsitzen satt und beschloss, sich nach Hause durchzuschlagen, egal wie.

Den Hof zu verlassen war noch schwieriger, als in ihn hineinzugelangen. Doch Ilja wusste sich zu helfen: Er klingelte an einer Wohnungstür im Erdgeschoss und bat den Hausherrn, ihn durch die andere Tür hinaus auf die Straße zu lassen. Der Alte schüttelte den Kopf und grunzte kaum verständlich, die Vordertür sei verschlossen, aber durch das Heizhaus gelange man hinaus.

Der Alte muss sich nicht verstellen, der ist wirklich fast taubstumm, dachte Ilja amüsiert; derartige Zufälle bereiteten ihm immer Vergnügen. Der Hof war vollkommen leer, keine Menschenseele, doch von draußen drang das dumpfe, mächtige Dröhnen der zusammengepressten Menge. Ilja entdeckte das Heizhaus, es war verschlossen. Er kletterte aufs Dach, dann die Wand herunter, und sprang auf den leeren Bürgersteig, den eine militärische Absperrkette von der Menge trennte. Daran musste er vorbei, um in den Menschenstrom zu gelangen. Er lief ein Stück in Richtung Kreuzung und schlüpfte zwischen zwei Soldaten hindurch auf die von Menschen verstopfte Fahrbahn. Sofort wurde ihm klar, dass er einen Fehler gemacht hatte, er hätte lieber im Hausflur sitzen bleiben sollen. Augenblicklich wurde er mit gewaltiger Macht fortgerissen, wie von starker Meeresströmung. Ein Stück vor ihm stand eine Ampel.

Nun bekam Ilja zum ersten Mal wirklich Angst, nun bangte er nicht mehr um seinen Fedja, der beim Aufprall gegen den Ampelmast zerschellen konnte. Er dachte daran, was mit seinem Kopf geschehen würde. Die Hände, die den Fotoapparat schützten, konnte er nicht einmal mehr bewegen. Der Apparat bohrte sich in seinen Bauch, aber er spürte keinen Schmerz, sondern nur schreckliche Verzagtheit. Er wurde in Richtung Ampel geschwemmt, blieb jedoch ein Stück links davon. Ein Mann mit zerquetschtem Gesicht stand gegen die Ampel gepresst. Er war tot. Doch er konnte nicht umfallen.

In diesem Augenblick erbebte die Erde unter Ilja und tat sich auf. Er flog in einen Kanalisationsschacht, dessen Deckel von den Füßen der Menge aufgeschoben worden war. Ilja fiel glücklich, auf einen Haufen Werg, den Klempner dort liegengelassen hatten. Links von

ihm befand sich ein Gitter, das ein Stück aufgeklappt war. Mit einem Ruck öffnete er es vollständig, kroch in die kleine Höhle und zog das Gitter hinter sich wieder zu. Diese instinktive Bewegung rettete ihm das Leben. Binnen weniger Minuten war die Einstiegs-luke bis obenhin voll mit herabgestürzten Menschen, und er wäre ganz zuunterst unweigerlich zerquetscht worden. Die Körper der Fallenden wurden so zusammengepresst, dass die Tausenden, die über sie hinwegliefen, nicht spürten, dass sie über menschliche Leiber liefen. Durch das Gitter drangen Schreie.

Oben riss eine schreckliche unsichtbare Welle indessen alle mit sich, zerschmetterte Menschen an Hauswänden, Mauern, an LKW und Bussen. Ein Durchgang war geöffnet worden, der in ein geschlossenes Häuserviertel führte, doch die Menschen glaubten, endlich herauszukommen, irgendwohin, wo diese knochenzermal-mende Presse endete. Doch das sah Ilja nicht mehr. Er sah überhaupt nichts. Es herrschte absolute Dunkelheit.

In dieser dunklen Höhle lag Ilja ziemlich lange, dann tastete er die Wände ab. Er entdeckte ein großes Rohr, das sich leicht abwärts neigte. An ihm kroch er entlang. Dann machte das Rohr eine Bie-gung, und nun schien es aufwärts zu gehen. Den Fotoapparat hatte Ilja in seine Mütze gewickelt und unter den Gürtel gesteckt. Irgend-wann nickte er kurz ein, und als er von bitterer Kälte erwachte, be-griff er nicht gleich, wie er in dieses Loch geraten war. Er hob den Kopf und erblickte zwei Meter über sich ein recht großes viereckiges Gitter. Zwar schien von oben nicht direkt Licht herein, doch die Dunkelheit war dort nicht ganz so dicht. Ilja hatte großen Durst. Es roch widerlich, aber nicht nach Kanalisation, sondern nach rostigem Eisen und nach Ratten. Obwohl er keine Ratten gesehen hatte. Wahrscheinlich strömten auch sie in hellen Scharen zum Säulensaal.

Er musste hier raus. In die Wände waren dicke Bügel eingeschla-gen, und er kletterte hinauf. Das ging mühelos, aber das Gitter war fest mit dem Rahmen verschweißt, und Ilja kam nicht hinaus. Er kletterte wieder hinunter, rollte sich zusammen und schlief erneut ein. Als er aufwachte, drang von oben mehr Licht herein. Er kroch weiter am Rohr entlang, es wurde immer breiter.

Das nächste Gitter entdeckte er nach rund fünfzig Metern. Er fand sofort die Eisenbügel und kletterte hinauf. Das Gitter war nicht angeschweißt, sondern saß recht locker, war aber von außen abgeschlossen. Ilja kroch weiter. Etwa alle fünfzig Meter tauchte ein Gitter auf. Er passierte acht davon, untersuchte jedes einzelne, fast alle waren festgeschweißt, zwei von außen abgeschlossen. Dann hörte er auf zu zählen. Mehrmals schief er vor Erschöpfung ein, wachte wieder auf und kroch weiter. Drei oder vier Gitter hintereinander endeten unter den Füßen der Menge, von dort drang kein Licht herunter, nur ein schreckliches Dröhnen, das ihm sagte, dass er hier gar nicht erst versuchen sollte hinauszuklettern. Ein Gitter war halb herausgeschlagen, und in der Lücke hing ein halber toter Mensch.

Ilja hatte keine Ahnung, in welche Richtung er sich bewegte, wusste aber genau, dass die Rohre der einzig mögliche Weg waren und dass er vorwärts musste, obwohl er nicht wusste, wohin sie ihn führen würden.

Wieviel Zeit vergangen war, wusste er nicht. Dann entdeckte er ein Gitter, durch das helles gelbes Licht hereinfiel. Er stieg die wackligen Eisentritte hinauf, berührte das Gitter, und es ließ sich mühelos öffnen. Er kletterte hinaus und sah, dass er unter einer Laterne im Hof des Hauses stand, in dem Sanja Steklow wohnte. Er hatte gerade noch genug Kraft, um bis zu Sanjas Tür zu laufen und zu klingeln.

Anna Alexandrowna öffnete ihm.

Ilja fiel sofort um. Die Hände auf den Bauch gepresst, wo unter dem Gürtel der gerettete Fedja steckte.

Es war elf Uhr abends am 7. März. Anna Alexandrowna tat, was sie konnte: Sie zog Ilja aus, hievte ihn mit Hilfe eines Nachbarn in die Wanne und wartete, bis er die Augen aufmachte. Dann wusch sie ihn mit einem großen Bastwisch, wobei sie die blauen Flecke vorsichtig umging. Sein ganzer Körper war damit übersät, der Bauch war ein einziger blauer Fleck. Nebenbei staunte sie, wie gut dieser dürre Junge mit dem vollkommen kindlichen Gesicht für sein Leben als Mann ausgestattet war. Aus der Wanne stieg Ilja allein,

lief bis zur Liege und sackte um. Sie zogen ihm ein Frauennacht-
hemd an, deckten ihn zu, gaben ihm starken gesüßten Tee zu trin-
ken, schoben ihm ein großes Kissen unter den Rücken, setzten ihn
auf und fütterten ihn mit Suppe. Dann schlief er ein.

Die Steklovs setzten sich schweigend an den Tisch.

»Anjuta, ich glaube, heute sind viele Menschen umgekommen«,
sagte Sanja leise zu seiner Großmutter.

»Wahrscheinlich ...«

Dann setzte sich Sanja neben den schlafenden Ilja und wartete
darauf, dass der aufwachte und erzählte, was draußen los gewe-
sen war. Sanja betrachtete den Freund mit widerstreitenden Gefüh-
len: Er war stolz auf ihn, beneidete ihn ein wenig, weil er selbst
nicht so war, wollte aber andererseits auch gar nicht sein wie Ilja.
Außerdem begriff er, dass Ilja ein Mann war – davon zeugte nicht
nur der dunkle Flaum unter seiner Nase, sondern auch der be-
haarte Streifen am Unterbauch bis zu dem großen, erwachsenen
Glied, das nicht nur zum Pinkeln gemacht war. Einen nackten
Mann hatte Sanja bis dahin noch nie gesehen; er ging nicht in öf-
fentliche Bäder.

Auch eine nackte Frau hatte er noch nie gesehen – warum sollten
zwei kultivierte Frauen, seine Mutter und seine Großmutter, sich
auch vor ihm ausziehen? Aber vom Weiblichen hatte er eine Vor-
stellung, es war zu erahnen: die Brust unterm Kleid, das dunkle
Haarnest unterm Bauch. Der nackte Mann, sein Freund und Mit-
schüler Ilja, beeindruckte Sanja weit mehr. Ihm war klar, dass er
selbst nicht so war und nie so sein würde. Die Abbildungen nackter
Frauen – Sanja hatte schon viele gesehen, in Museen und Bildbän-
den – lösten in ihm keine derartige Erregung und Verlegenheit aus
wie die Nacktheit eines Mannes. Er verlor beinahe das Bewusstsein
angesichts dieser Grobheit und Kraft.

Krieg und Frieden hatte er fast ausgelesen, die weiblichen Schat-
ten hatten ihn nicht berührt – weder Natascha mit ihrer albernen
Begeisterung noch die kleine Fürstin Lisa mit der zu kurzen Ober-
lippe oder Prinzessin Marja, die von vornherein für hässlich erklärt
wurde, aber die Männer ... Sie waren herrlich – mit ihrer Kraft,

ihrer Großzügigkeit, ihrem Edelmut und ihrem Ehrgefühl. Als Sanja nun Iljas Gesicht betrachtete, überlegte er, welchem dieser wundervollen Männer Ilja ähnelte. Nein, nicht dem trockenen, edlen Bolkonski, nicht dem dicken klugen Besuchow und auch nicht dem wunderbaren, heißgeliebten Petja Rostow und natürlich nicht Nikolai ... Am ehesten Dolochow.

Maria Fjodorowna, Iljas Mutter, saß den zweiten Tag auf einem Stuhl an der Wohnungstür. Ein Telefon hatten sie damals noch nicht, deshalb konnte Anna Alexandrowna ihr nicht mitteilen, dass ihr Sohn lebte. Hinauszugehen wagte sie nicht. Ohnehin hätte sie die Straßenbahngleise an der Kreuzung nicht überqueren können, denn dort stand eine Sperrkette aus Militär und Miliz.

Über der Stadt hing Grauen – ein archaisches, nur aus der griechischen Mythologie bekanntes Gefühl beherrschte die Stadt, überschwemmte sie wie eine schwarze Welle, jenes Grauen aus kindlichen Alpträumen, das vom Grunde der Seele kommt. Ein unterirdischer Schlund hatte etwas herausgeschleudert, das jedes menschliche Leben bedrohte.

Vollkommen erstarrt warteten auch die Eltern von Borja Rachmanow. Anrufe bei der Miliz, in Krankenhäusern und Leichenhallen waren vergebens. Überall war besetzt.

Sie sollten Borja erst vier Tage später finden, zwischen den Leichen, die vor dem überfüllten Leichenschauhaus Lefortowo im Schnee lagen. Und ihn am Wäschezeichen an seinem Hemd erkennen; weiße Hemden wusch seine Mutter nicht selbst, sondern gab sie in die Wäscherei. Am Arm des toten Jungen war eine weitere Nummer, mit lila Farbe geschrieben: 1421.

Diese totgetrampelten Menschen wurden still und heimlich begraben. Niemand hat sie gezählt, nur die Nummer an Borjas Arm bezeugte, dass es mindestens anderthalb Tausend waren.

Niemand legte einen Kranz von der Schule auf Borja Rachmanows Grab. Überhaupt gab es in diesen Tagen keine Blumen, die waren restlos für den Vater aller Völker draufgegangen. In diesen schrecklichen Tagen starb noch jemand, ganz privat, zu Hause: der

Komponist Sergej Prokofjew. Aber das interessierte erst recht niemanden.

Von Iljas Fotos waren nur zwei etwas geworden. Die Beleuchtung war, wie er vermutet hatte, unzureichend gewesen. Aber andere Fotos, bis auf die offiziellen mit dem Sarg im Säulensaal, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden, gab es nicht.

Die Ljurssy

Jeden Mittwoch führte Viktor Juljewitsch die Freunde der russischen Literatur, die Ljurssy, durch Moskau; er blies in seine Flöte und lockte sie heraus aus ihrer ärmlichen, kranken Zeit, in einen Raum aktiven Denkens, der Freiheit, der Musik und der Künste. Ja, das alles hatte hier existiert! Hinter diesen Fenstern!

Die Spaziergänge durch das literarische Moskau waren wunderbar chaotisch. In der einstigen Gendrikow-Gasse gingen sie auf den Hof des Hauses, in dem sich, wie man irrtümlich annahm, Majakowski erschossen haben sollte, und dann die Dserschinski-Straße, die frühere Lubjanka, hinunter zum Sretenka-Platz. Die Umbenennung der Moskauer Straßen empfand Viktor Juljewitsch als Beleidigung für seine Ohren, er nannte den Jungen stets die alten Namen.

Über die Boulevards liefen sie bis zum Puschkinplatz, wo der Lehrer ihnen das Haus von Famussow zeigte, und suchten die Puschkin-Orte auf: die Häuser von Wjasemski und Nastschokin, das Haus, in dem die Tanzklassen des berühmten Tanzlehrers Pjotr Iogel stattgefunden hatten. Hier war Puschkin der jungen Natalja zum ersten Mal begegnet.

»Der Twerskoi ist der älteste Boulevard der Stadt. Es gab Zeiten, da hieß er einfach nur Boulevard, weil er der einzige war. Wir sprechen vom Boulevardring, aber in Wirklichkeit ist es gar kein ganzer Ring, sondern nur ein halber. Er endet am Fluss. Alle Boulevards folgen dem Verlauf der einstigen Steinmauer der Weißen Stadt.«